

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 20 (1930)

**Heft:** 51

**Artikel:** Jaköbelis Weihnachtsbaum

**Autor:** Huggenberger, Alfred

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647106>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Ernst Rinderspacher.

Christi Geburt.

gelesen haben, aber gebessert hat es und besonders für Erdäpfel ist der Boden gut.“

Von dem nahen, dem knappen Stücklein Erdreichs wandte sich dann Reutelers Blick nach dem weiten, an behaglich gerundeter Bergkuppe hoch aufstrebenden Gurnigelwald. Die Erinnerungen kamen, wurden aber zunächst still verarbeitet.

Am Abend dieses Sonntags gab sich Gelegenheit, von dem zu reden, dessen das Herz voll war. Da versammelte sich nämlich vor Reutelers Häuschen eine ordentlich stattliche Landsgemeinde.

Auf dem abschüssigen Mättelein hockten die Kinder mit Zug aus der Nachbarschaft. Die Scheiterbeige hatten einige Tünglinge erklettert, während Frauen und Töchtern die Hausbank eingeräumt war. In dem vollbesetzten Amphitheater bildete der Dengelstock die Bühne; denn von diesem Platze aus erzählte Reuteler von seiner Gurnigelfahrt. Man hätte meinen können, daß er bei Livius in die Schule gegangen sei und die Beschreibung vom Zug Hannibals über die Alpen gelesen habe; denn seiner Darstellung mangelte es nicht an Kraft. Er berichtete von Unfällen, die sich im Lauf der Winter ereignet hatten. Lebhaft gaben die Frauen ihrem Entsetzen Ausdruck, wenn er schilderte, wie er den Beinbruch eines Kameraden miterlebt und das „Kroßen“ der Knochen ganz deutlich gehört habe.

Er verweilte aber heute nicht lange bei den schreckhaften Szenen, obwohl gerade diese dankbare Zuhörer fanden. Vielmehr standen ihm heute die freudvollen Erinnerungen besonders lebhaft vor Augen. Er wurde warm und redete sich in helle Begeisterung hinein:

„Ich kann's euch sagen, schön ist das gewesen, wenn hier unten Nebel lag, wenn es unfreundlich war, daß wir die Kappen über die Ohren zogen und wenn wir dann etwa bei der Rainsäge plötzlich in die Sonne kamen, den wolkenlosen blauen Himmel schauten, und wenn die ganze Reihe der Schneeberge so nahe schien, daß einem dünkte, man sollte sie mit dem ausgestreckten Arm erlangen können. Ja, da haben wir manchmal gejaucht und die Rütteln abgezogen und hemdärmelig geschwitzt. Und das weiß ich, daß wir's mehr als einmal zueinander gesagt haben: „Der liebe Gott hat uns doch ein schönes Ländlein gegeben.“ Genug tun mußten wir ja, das ist wahr. Es ist etne strenge Sache, das Gurnigeln. Und doch, ich hab's gern getan,

und manchmal hab' ich schon gesagt, auch schon dem Pfarrer und andern Herrenleuten: „Wir haben mit nichts angefangen, ich und das Müetti, und wir hätten's besonders die ersten Jahre nicht machen können ohne diese Winterbaßen. Ja, der Gurnigelwald ist mir ein lieber Freund...“ Plötzlich stöckte die Stimme des Erzählers und nach der Pause nahm sie einen wehmütigen Klang an: „Letzten Winter habe ich gemerkt, daß es mir böset; ich mag den Schlitten nicht mehr tragen, wie früher... das Reiters Kreuzweh... Tags macht es nichts, aber wenn ich liegen will, dann röhrt es sich. Nun, es hat alles seine Zeit, auch das Gurnigeln, aber gern hab' ich's getan.“

Die Männer und Frauen, die jungen Helden und Dorf schönen, die Buben und Mädchen hatten lautlos gelauscht. Da Reuteler lieber mit der Axt als mit der Feder hantierte, war ein Schriftsteller an ihm verloren gegangen. Das hatte aber wenig zu sagen, und viel fataler wäre es gewesen, wenn das stille Dörflein im Tale „Fritzli“, den Gurnigler, den Mann der unermüdlichen Arbeit und Pflichttreue, nicht in den Reihen seiner Bürger gehabt hätte.

— Ende. —

### Jaköbelis Weihnachtsbaum.

Erzählung von Alfred Huggerberger.

Ich erinnere mich noch gut, wie ich als fauler, nichts-nütziger ABC-Schütze von meinem Onkel Xaveri bei jeder Gelegenheit mit unermüdlichem Drängen Geschichtlein erbettete und immer neue und noch schönere zu erpreisen suchte, bis er manchmal ein wenig in die Säze kam und mich einen kleinen Zwänggrind schalt. Dann sagte ich, ich wolle ja gern ein Zwänggrind sein, wenn ich nur mein Ge-

schichtlein erzählt bekäme. Und so fort; ich wußte schon, daß er zuletzt immer nachgeben und mir zu Willen sein mußte.

Von seinen Fuchs-, Wolf- und Hængeschichten weiß ich heute keine einzige mehr. Auch auf die vom alten Rößtöffel kann ich mich nur dunkel besinnen, der vierzig Jahre lang auf einem Stelzfuß gehen mußte, weil er seinem braven Pferd einmal zu viel aufgeladen und ihm dann drüben am steilen Rennenstoß so lange mit der Peitsche zugeetzt, bis es den Verstand verlor und ihm ein Bein unterm Leibe wegslug.

Aber eine leine Weihnachtsgeschichte ist mir sonderbarerweise bis aufs Tüpflein geblieben. Vielleicht wegen dem nachdenklichen Schlussswort, oder weil sie der Xaveri besonders eindringlich erzählte. Am ehesten aber wohl deshalb, weil es keine erfundene Geschichte ist, sondern eine, die sich in Tat und Wahrheit zugetragen hat.

Auf einem sommerlichen Waldgange hat der Xaveri sie uns zum besten gegeben, mir und seinem Buben Hans. Ganz ohne Drängen ist es diesmal abgegangen; ich brauchte bloß eine kleine An- deutung zu machen, da sind wir gleich mitten drin gewesen:

„Ich hab' einmal ein Büblein gekannt, hat Jaköbli geheißen und ist von der Armenpflege bei einem Bauern da im Dorf verkostgeldet gewesen, weil es ohne Vater und Mutter war.

An einem Weihnachtsmorgen, früh vor Tag, stand dieser Bub Jaköbli mit plattgedrückter Nase am Fenster eines Nachbarhauses und sah sich die Herrlichkeiten des Christbaumes an, der drinnen auf einem niedrigen Tischchen mitten in der großen Stube stand. Der winterliche Biswind hauchte ihm Hals und Baden an; er schnüffelte unverschämt in die geflickten Hosenäße hinein, in denen Jaköblis geballte Fäustlein steckten.

Aber er empfand die Kälte nicht. Er mußte nur sehen und staunen, was aus dem bescheidenen Tannenbäumchen über Nacht geworden war, das Brunnhofer Knecht Peter gestern abend vor seinen Augen droben im Geißholz aus dem jungen Wuchs herausgehauen. Wie hatte die Brunnhoferin mit ihren flobigen Händen in wenigen Stunden so etwas zu Stande bringen können! Denn das Bäumchen war wie von einem silbernen Regen umflossen, und die vielen Kerzenlichter auf den Zweigen spiegelten sich in roten, grünen und goldenen Augeln wieder, so daß ihrer unzählige wurden und man sich ordentlich auf sein bisschen Verstand besinnen mußte. In dichten Zweigversteden sahen unter Mandelschnitten und Lebäuchenherzen schöne gelbe Wachsvögelein vergnüglich in sattgrünen Moosnestern; und zu oberst auf dem Gipfel drehte sich die fünffarbige Zauberlaterne, bald in heftiger Eile, bald mit zögernder Bedachtsamkeit: grün — gelb — blau — rot — — violett... Jaköbli hätte darauf geschworen, bei jeder Drehung läme eine neue, noch nie gesehene Farbe zum Vorschein.

Eines war ihm schier unverständlich: die unumschränkte



Ernst Rinderspacher.

„Das Wunder“.

Besitzerin des Wunderbaumes und aller seiner Schäze, die kleine Brunnhofer-Anni, konnte jetzt in der Ofenede sitzen und mit zarter Hingabe eine alte, einarmige Puppe wiegen und in Schlaf singen:

Bäbi, tue dini Neugli zue,  
Bruchsch dänn weder Strümpf no Schueh:  
Uebers Johr, dänn si' mer rhch,  
Muescht en Christbaum ha wie-n-ich.  
Schlofe, Bäbi, schlofe! ...

Unversehens hatte die Kleine nun das Gesicht im Fensterrahmen entdeckt und fuhr aus ihrem Winkel auf.

„Ach — der Jaköbli, der Jaköbli!“ Da duckte sich der erschrockene Lauscher unwillkürlich bis fast auf die Steinfliesen nieder, die rings um das stattliche Haus herumliefen, und machte sich hierauf flink über die gefrorene Straße hinweg nach Rollers Viehstall hinüber, wo die halbblinde Laterne nach wie vor am Nagel hing und ihn jetzt aus rußigen Scheiben vorwurfsvoll anblinzelte. „Wo stedst du denn, Taugenichts? Weißt du nicht, daß du ein Gemeindebüblein bist und für dein Essen und deine Hößlein etwas schaffen mußt? Hörtig, oder ich verlatsch dich bei der Rollerin!“

Jaköbli griff mit seinen frierenden Händlein eilig nach Striegel und Bürste. Er freute sich der wohligen Wärme im Stall, darin er nach und nach gleichsam wieder aufzutauen begann. Er freute sich der gehabten Augenweide, die sein Herz mit einem wunderlichen Gefühl heimlichen Reichstums erfüllte, wie er denn nicht eine Sekunde daran dachte, das Anni um sein Glück zu beneiden. Wenn er den Baum nur hin und wieder verstohlen ansehen durfte! Das Rind Weißhorn, dem er sonst jeden Morgen besonders guten Tag sagte und dem er gern verstohlen etwas von seinen kleinen Sorgen und Anliegen vorplauderte, wandte sich mit

fragenden Glotzäugen nach ihm um: „Hast du mich vergessen?“ Er streichelte ihm den Hals und sagte ganz laut: „Ja — wenn ich dir halt das erzählen könnte!...“

Jaköbli versäumte nicht, jeweilen beim Zunachten, wenn drüben die Kerzen brannten, für ein paar Minuten hinüber zu schleichen und seine Seele am Anblick des Wunderbaumes zu erlaben. Nach und nach kam es ihm vor, als ob das zarte junge Tännchen, das er nun nicht mehr, wie zuerst, um seines frühen Todes willen bedauern konnte, von allem doch das Lieblichste wäre. Was hätten auch die vielen Kerzlein, der Silberregen und die Wachsvögelchen für sich allein anfangen wollen? —

Aber eines Abends blieb das wohlbekannte Fenster drüben dunkel und tot. Als Anni am Morgen den Vögeln Futter streute, machte sich Jaköbli an sie heran und fragte bescheidenlich, aber mit klopsendem Herzen, was denn mit dem Christbaum wäre?

Sie lachte überlegen. „I — was bist du für ein Dummer! Glaubst du, es könne das ganze Jahr Weihnacht sein? Das Christkind hat alles heimgeholt, was man nicht essen kann. Uebers Jahr, da bringt es die Sachen wieder, mit einem neuen, viel grözeren Christbaum. Ein gutes Gedächtnis muß es schon haben und recht viele Schachteln und Schräflein, daß es nicht ein allereinziges Mal auch nur eine Glaskulgel verwechselt oder ein Nestvögelchen.“

Jaköbli schüttelte nachdenklich den Kopf, er kam da nicht recht mit. „Ja — und der schöne Tannenbaum — was soll denn aus dem werden?“ fragte er endlich bedrückt.

Doch als er sich nach Anni umsah, trippelte das Kind bereits schnellfüzig dem Hause zu und verschwand hinter der schweren eichenen Türe, aus der gleich darauf der Knecht Peter trat, ein zerzautes, schäbiges Tännchen in der Hand. Er tat ein paar Schritte auf die Hofreite hinaus und warf das Bäumchen mit verächtlicher Gebärde in weitem Bogen auf den neben der Scheune aufgeschichteten Haufen Reisigäste, auf dem es sich mehrmals überschlug, um zuletzt in elender Hilflosigkeit wieder herab und bis hart an den Rand der nahen Mistgrube zu kollern.

Da lag nun das Bäumchen einen ganzen, lieben Tag, verschupft und verachtet. Jaköbli mußte immer wieder von seinem Scheitstock aus hinüberschauen. Kam denn niemand, es zu erlösen und wieder ein ganz klein wenig zu Ehren zu ziehen?

Am Abend, als es bereits ordentlich dunkel war, nahm er sich ein Herz und tappte vorsichtig nach dem Scheunenplatz hinüber. Und es war ihm, als ob das Tännchen bittend die Zweige zu ihm emporstreden würde. „Hilf mir, Jaköbli, hilf mir, ich bin allen Leuten zum Gespött! Und ich fürchte mich so vor der greulichen Grube!“

Da machte er sich mit eisiger Hast daran, eine Anzahl der dichtverzweigten Tannenäste vom Haufen zu reißen und beiseite zu legen. Er wollte dem armen Tännchen eine Art Schlupf und Nest schaffen und es dann sorglich und behutsam zudecken, damit es sich nicht mehr zu schämen und Angst zu haben brauche.

Wie er so an gar nichts Ungutes dachte, fühlte er sich plötzlich von einer rauen Hand am Kragen gefaßt und derart grob hin- und hergeschüttelt, daß er vor Schreien und Schmerz laut aufschreien mußte. In sein Kreischen hinein fuhr die hölzerne Stimme von Brunnhofers Knecht Peter:

„So, da haben wir ja den Holzschelm endlich doch erwischt! Wart, Lausbub, dir wollen wir das Lederzeug anstreichen!“

Es half nichts, daß Jaköbli verzweifelt seine Unschuld beteuerte, er bekam Klaps um Klaps, und als er sich endlich glaubte losgerissen zu haben, da hatte ihn richtig seine Meistersfrau, die Kollerin, am Ärmel, die auf den Värm hin auch herübergekommen war. Sie versicherte dem mit der Laterne in der Hand unterm offenen Scheunentor stehenden Brunnhofer mit einem unendlichen Schwall von

Worten, daß der Schlingel auf Ehr und Eid von sich aus auf die Idee gekommen, rein aus angeborener Stehlsucht, und daß sie sich als eine rechtschaffene Frau in den Erdbothen hinein schämen würde, so ein anvertrautes Geschöpfli zu etwas Unrechtem anzuhalten. Aber das habe man halt mit derlei herumgeschlagenen Gosen: während man ihnen mit vieler Mühe das Recht tun beibringen wolle, komme man selber noch mit ihnen um Ehr und guten Namen!

Zum Schluß sollte der Jaköbli nun bekennen. Nichts wie bekennen.

Aber er bekannte nicht, und weil jeder seiner Versuche, sich zu rechtfertigen, einfach im Värm verloren ging, gab er sich zuletzt gar keine Mühe mehr. Er ließ alles Unrecht, auch die Schläge der ob seiner scheinbaren Verstocktheit immer härter aufgebrachten Kollerin, wie ein böses Wetter über sich ergehen, versäumte aber daneben nicht, die erste beste Gelegenheit zum Ausreißen flink beim Schopf zu fassen. Er drückte sich um die Hausecke herum und verbarg sich weit droben in den Baumgärten in einem alten Geschirrhäuschen.

Während die Lichter im Dorfe mäßiglich zu erlöschten begannen und ihm die Kälte immer härter zusegte, schlüchted er sich in Brunnhofers leeren Schaffstall hinab, dessen Gelegenheit er kannte. Er hörte ganz gut, wie die Leute draußen mit einiger Besorgnis nach ihm fragten und suchten; aber er hätte um keinen Preis den Mut gefunden, zu ihnen hinauszugehn.

Er ließ sich auf einen Strohbund nieder und sann und kämpfte mit der großen Not, die wie ein Alp auf seiner Seele lag. Wenn er nach Hause ging, schlug ihn der Koller halb tot. Und wenn er am Morgen die schwere Milchtanze zur Käserei trug, riefen die Dorffinder „Holzschelm, Holzschelm!“ hinter ihm her. Vielleicht sogar das Anni...

An keiner leisen Hoffnung und an keinem rettenden Gedanken vermochte er sich für Augenblide aufzurichten. Lichtlos und traurig lag sein Weg vor ihm. Er sah sich verschupft und verachtet, immer und von allen...

„Wenn ich nur sterben und zu meiner Mutter in den Himmel kommen könnte!“ Auf diesem heißen Wunsch ruhte er zuletzt ein wenig aus. Da er fägte sogar die Möglichkeit von dessen Erfüllung allgemach ins Auge. Er hatte in der Schule die Geschichte von zwei Kindern gehört, die sich im tiefen Winterwald verirrt hatten. Von Hunger und Müdigkeit überwältigt, waren sie unter einer Tanne eingeschlaft und am Morgen tot aufgefunden worden. Und der Lehrer, der es doch wissen mußte, hatte erzählt, daß die Kinder von allem nicht das geringste gemerkt und keinerlei Schmerzen empfunden hätten.

In kurzem war Jaköblis Entschluß gefaßt. Sobald im Dorf alles still und dunkel war, wollte er sich in den Wald hinaufmachen, so weit ihn die Füße trugen. Wer weiß — vielleicht, wenn er jetzt noch einmal recht schön betete...

Und er sagte leise seine Sprüchlein her, alle die er kannte; so gläubig und inbrünstig, wie er's lange nicht mehr getan hatte. Darüber fielen dem müden Knaben die Augen zu und er schlief unvermerkt ein.

Sein Schlaf war aber nicht ein süßer, seliger Kinderschlaf; ein sonderbarer Traum beunruhigte seine halbwache Seele. Das arme, verachtete Weihnachtsbäumchen stand vor ihm. Und dann war es doch wieder kein richtiges Weihnachtsbäumchen, es hatte ein Gesicht und konnte reden, „Trag' mich fort in den Wald“, bat es eindringlich; „mein Wurzelstock weint nach mir. Ich will eine große Tanne werden, so hoch wie ein Kirchturm!“

„Ja ja, ich komme!“ sagte Jaköbli ganz laut. Und er richtete sich traumhäftig auf, nicht wissend, was er tat. Mehr schlafend als wachend tastete er nach der angelehnten Türe. Er stampfte auf dem knirschenden Hartschnee des schmalen ausgeschaukelten Pfades nach dem Hofraum hinab, nahm das immer noch hilflos am Rand der Dungstätte liegende Weihnachtsbäumchen auf die Schulter und watete

durch den knietiefen Schnee die Wiesenhalde hinauf dem schwarzen Tannenwalde zu, immer noch halb vom Traum umfangen, ohne klares Bewußtsein. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirne; sein Atem ging mühsam. Und es war ihm, als ob das Bäumchen auf seiner Achsel nach und nach schwerer und schwerer würde.

„Gottlob!“ leuchte er, als er endlich den Waldrand erreicht hatte. Aber das Tännchen war noch nicht zufrieden. „Weiter hinauf!“ bettelte es. „Hier kann ich nicht sein, die großen Bäume würden mich mit ihrem Schatten erdrücken! Ich muß bei meinen Schwestern und Brüdern leben! Bitte, Bitte!“

Taköbli nahm alle seine Kräfte zusammen und versuchte es noch einmal. Er war jetzt auf Augenblicke ganz wach und besann sich genau auf den Platz droben im Geißholz, wo das Tännchen gestanden hatte. Aber in seinem Eifer, den nächsten Weg zu finden und damit seine große Mühsal zu verkürzen, verließ er sich erst recht, also, daß er in kurzem gar nicht mehr wußte, wo er war und sich ohne Ziel und Richtung weiterschleppte, nur noch von einer dumpfen Not getrieben, bis er zuletzt am Ende seiner Kräfte war und auf einer Waldlichtung erschöpft hinsank, um sogleich wieder in Schlummer und Traum zu verfallen.

Mit merkwürdig klaren Sinnen konnte er jetzt wahrnehmen, wie das Tännchen neben ihm sogleich Wurzeln schlug, wie es vor seinen Augen langsam empor wuchs und in glückhaftem Gedeihen Ast und Wipfling trieb. Und unversehens war es ein großer, mächtiger Weihnachtsbaum, mit hundert und hundert Kerzenlichtern übersät, also, daß der Wald ringsum von der gelben Helle wunderbar erfüllt wurde. Am Stämme des Lichterbaumes aber saß Brunnhofer Annit; sie wiegte ihre einarmige Puppe im Schlaf und sang dazu:

Bäbi, tue dini Neugli zue,  
Bruchsch dänn weder Strümpf no Schueh:  
Uebers Jahr, dänn si' mer ryh,  
Muesch en Christbaum ha wie-n-ich.  
Schlofe, Bäbi, schlofe!...

Die Helligkeit trat so nahe und so grell vor Taköbli Sinne, daß er darob erwachte. Wie er sich mit steifen Fingern die Augen ausrieb, nahm er wahr, daß der alte Brunnhofer, Annis Großvater, mit brennender Laterne dicht neben ihm stand.

Mit plötzlicher Bestimmtheit besann er sich auf alles. Sein ganzes Denken war augenblicklich auf Flucht gerichtet. Ohne lang zu überlegen, schob er auf, um neben dem alten Mann vorbei ins nahe Dicket zu entkommen.

Der Brunnhofer hielt ihn mit gelassener Überlegenheit fest. „Nu g'stät, Büebli, nu g'stät!“ sagte er. Doch der Ton seiner Rede war weich und freundlich, und Taköbli verlor sogleich etwas von seiner großen Angst.

Der Bauer führte ihn am Händlein nach der gebahnten Waldstraße hinüber und ins Dorf hinab. „Man tut dir nichts; du mußt dich nicht fürchten“, redete der sonst Wortlange dem noch immer zögernden Knaben wiederholt zu. „Sei froh, daß ich noch einmal nach dir suchen ging, und daß die Stäbchen im Schnee mir deine Spur gezeigt haben. Sonst wärest du am Morgen tot.“

Das verschneite Dorf lag in tiefem Schlafe; nur die Fenster des Brunnhofes waren noch freundlich erhellt. Als die beiden Nachtwanderer in die warme Stube traten, kam ihnen die Bäuerin, die wartend am Tisch gesessen, mit einem leisen „Gottlob“ entgegen. Stillschweigend setzte sie dem Knaben warme Milch und Brot vor und hieß ihn essen.

„Heut, wir haben schon gefürchtet, es sei dir in der kalten Nacht etwas zugestochen“, sagte sie nach einer Weile. „Das wäre dann recht traurig gewesen.“

Und als er gegessen hatte, setzte sie sich ihm dicht gegenüber auf einen Stuhl. Sie legte ihm ihre grobe, rissige Hand auf den Kopf und machte, daß er ihr sein Gesicht zuwenden mußte.

„Sag' mir jetzt alles, wie wenn ich deine Mutter wäre“, bat sie eindringlich. „Es kann sein, was es will, du hast einen guten Willen bei mir. Wenn ich gestern früher dazu gekommen wäre, hätte dir auch nicht so geschehen dürfen.“

Da erzählte er ihr unter Schluchzen und Weinen, wie er bloß dem armen Weihnachtsbäumchen, das ihn so sehr gedauert, einen kleinen Gefallen habe tun wollen.

Sie bekam nun auch das Wasser in die Augen. „Ich glaub' dir das“, sagte sie. „Auch wenn es dir sonst kein Mensch glauben würde, ich weiß, daß du die Wahrheit sagst. Halt weil ich auch einmal ein Kind gewesen bin. Und ich habe schon länger auf dich acht gegeben und etwas im Sinn gehabt. Von jetzt ab bist du bei uns daheim.“

So hat der kleine Taköbli an sich erfahren, daß man mit dem Gutsein nicht schlecht fährt, wenn man auch manchmal ein wenig darum leiden muß.

Es ist ihm noch wohl gegangen im Leben. Er ist mit den Jahren ein starker Knecht und zum Ende ein Bauer geworden und das Anni seine Frau.

Das Christbäumlein, um das er aus einem unguten Haus in ein gutes gekommen, bewahrt er noch heute als Andenken auf, ob es gleich nicht mehr viel vorstellt. Vielleicht zeig' ich's euch einmal, wenn ihr's sehen wollt. Denn der Taköbli von damals bin ich, er ist in der Wahrheit ein Xaveri gewesen. — Seid ihr jetzt zufrieden?“

### Weihnacht.

Marienkind, ich suche  
Dich überall,  
In Not und Tod und Sünde,  
Im finstern Stall.

Mariensohn, ich finde  
Dich tieft in mir;  
In staunendem Befragen  
Knie ich vor dir.

O seliges Erleuchten!  
Wie trifft dein Strahl!  
Sohn Gottes, du All-Einer,  
Du Wunderschall!

Sohn Gottes, tief im Innern  
Du Melodie!  
Herzliebe Ewigsonne,  
Verschein mir nie!

Ich bin dein armes Kipplein,  
Dein finst'r Stall!  
Du Klinge und du scheine  
Mir überall!

Julie Weidenmann.

### Hannelis Weihnacht.

Von Edgar Chappuis.

Man befand sich in der zweiten Dezemberhälfte. Weißer hoher Schnee bedeckte Stadt und Land, und die Eiszapfen, die von den Dächern herabgingen und überall die öffentlichen Brunnen bekränzten, sorgten dafür, daß eine richtige Weihnachtsstimmung herrschen konnte. Überdies prangten in den Schaufenstern die schönsten Gegenstände und warteten nur darauf, gekauft zu werden, damit durch sie irgend einem Menschen eine Freude bereitet werden könnte. Da die Nacht schon früh einbrach, erglänzten bald nach vier Uhr, also zu einer Zeit, wo die Schuljugend aus dem Nachmittagsunterricht heimzukehren pflegt, die Läden der großen Stadt in einer Fülle von Licht, und ob all den ausgestellten Herrlichkeiten blieb manch Bube und Mägdelein mit weitaufgerissenen Augen stehen und vergaß beinahe, daß es heim mußte, die Schulaufgaben zu machen.